



ari

STERNENHIMMEL
der Menschheit

Sonne, Mond und Sterne

Ein paar Bemerkungen
über den Himmel

Michael Krüger

sternenhimmel-der-menschheit.de

[ari] – Mond – Bororo

[thuraya] – Plejaden – Araber

The logo for 'ari' is displayed in a bold, white, lowercase sans-serif font. Above the letters, there are several white geometric shapes: a vertical bar, a small square, a diamond, and another vertical bar, all arranged horizontally. The background is a solid blue color.

Sonne, Mond und Sterne

Ein paar Bemerkungen
über den Himmel

Michael Krüger

Vortrag in Nantesbuch am
16. September 2022

[ari] – Mond – Bororo

[thurya] – Plejaden – Arctur

**„Erinnerst du dich –
was stand in den
Sternen?“/**

**„Dieses Jahrhundert
ist Zeichen abhold,
Es gibt nur Statistik.“**

Der Himmel – das will ich eingangs gleich eingestehen – ist zu gross, zu gewaltig, zu ehrfurchtgebietend, um in einem Vortrag auch nur andeutungsweise ausgeleuchtet zu werden. In den Jahrmillionen seiner Existenz hat er sich mit Erzählungen, Mythen, Göttern, Engeln und Teufeln, mit in ihn gesetzten Hoffnungen und Wünschen und mit Flüchen und Verwünschungen so vollgesogen, dass er oft genug zu platzen drohte. Und trotz seiner unvorstellbaren Ausdehnung ist er uns nah, zum Greifen nah – aber man hat nichts in der Hand ausser Luft. Ohne die Leistungen der Einbildungskraft ist der Himmel nicht viel mehr als eine physikalische Formel. Manche sehen in ihm sogar einen Beschützer, obwohl er nichts dafür tut.

Und dann noch die Gestirne, Sonne, Mond und Sterne, die angeblich unser Schicksal bestimmen, wie es seit ewigen Zeiten die Wahrsager und heute vor allem die Wahrsagerinnen behaupten. Was haben die Sterne damit zu tun, dass ich eine bestimmte Stelle nicht erhalten habe, während sie meinem Konkurrenten ein günstigeres Schicksal bescherten? Tausendmal bin ich bei Rot über die Strasse gegangen, dann aber hat mich ein Auto erwischt. Ganz klar, sagt der Sternenkundige, die Konstellation der Sterne liess leider nichts anderes zu. Sterne lügen nicht, heisst es oft leichtfertig, und Gott sei Dank kann das nicht nachgeprüft werden. Alle Versuche jedenfalls, dem Himmel und den Sternen ihr letztes Geheimnis zu entreissen, nämlich in welchem Verhältnis sie zu uns stehen, sind mehr oder weniger gescheitert. Für einen Hopi gibt es den guten und den schlechten Stern – und welcher Anthropologe würde so dumm sein, dies zu bezweifeln? Für Mircea Eliade gibt es kein richtiges oder falsches Wissen über die Sterne, sondern nur ein jeweils anderes.

In der sagenhaften Frühzeit wollten die berühmten Riesensöhne der Iphimedeia durch das Auftürmen der Berge Olymp, Ossa und Pelion den Himmel erreichen: was Apollon verhinderte, der sie – „bevor ihnen der Bart wuchs“, wie es heisst – dahinraffte. Heute ist es der wahrhaft titanischen Anstrengung tausender Wissenschaftler auf der ganzen Welt gelungen, dass ein paar Menschen den Fuss auf den staubigen Grund eines anderen Planeten setzen konnten – und es werden noch

viele Jahre vergehen, bis wir wissen, ob diese sich nun häufenden Exkursionen, die naturgemäss ein enormes Geld verschlingen, zu unseren Gunsten ausgeschlagen sein werden.

Es ist seit den Tagen des Ikarus und bleibt bis heute ein buchstäblich erhebendes Gefühl, sich von der Erde zu lösen und den Sternen näher zu kommen. Ganz gleich, ob wir wie Simon, der Wundertäter, nur behaupten, fliegen zu können und kläglich scheitern, oder wie Ikarus schamlos nach der Sonne greifen, die seine mit Wachs verflugten Flügel auflöst, so dass er böse auf die Nase fällt – der Wunsch, über der Erde zu schweben und weiter zu sehen als der auf der Erde sich reckende Mensch, ist eine anthropologische Tatsache. Selbst die bedrückende Mitteilung der Wissenschaftler, dass wir trotz aller Anstrengungen und allen Geldes nur einen Zipfel der Sternenwelt sehen können – ja, dass eher der Planet Erde sich auflöst, als dass wir auf der Milchstrasse den Star Cup austragen können, entmutigt uns nicht, es immer wieder zu versuchen. Ob sie lügen oder die Wahrheit sagen, die Sterne lassen den Menschen nicht in Ruhe. Denn der Mensch ist das einzige Lebewesen, das Alles über sich wissen will – und dazu gehört an zentraler Stelle im Fragenkatalog: ob wir die einzigen im All sind.

Natürlich fragt man sich, ob auch das Interesse der Sterne an der Erde immer noch wächst oder doch nachlässt. Was der Himmel sieht, sehen muss, wenn er auf den Planeten Erde hinabschaut, ist so über alle Massen verstörend, dass das gesamte Weltall vor Scham am liebsten die Augen zukneifen würde. Wenn durch die dicke Schmutzschicht hindurch überhaupt etwas zu sehen ist! Dieser Planet, dem vor allen anderen so viel fürsorgliche Aufmerksamkeit zuteil wurde, der so eitel war, alle seine Taten und Missetaten so minutiös aufzuschreiben und im Bild festzuhalten, dass die grösste Bibliothek dieses Archiv nicht fassen kann, ausgerechnet dieser Planet, der von allen Göttern und allen Teufeln geliebt und gehätschelt wurde, ist gerade dabei, sich selbst abzuschaffen, ohne dass die himmlischen Heerscharen eingreifen müssen.

Als ich vor ein paar Monaten die Aufforderung erhielt, vor Ihnen über die Himmelskörper in der Literatur zu sprechen, über Sonne, Mond und Sterne und den meistens schönen, zuweilen aber auch kalten Schein, den sie in die Welt bringen, war der Krieg in der Ukraine zehn Wochen alt. Im Fernsehen wurden die Fotos von Erschossenen gezeigt, die wie Müll auf der Strasse herumlagen, zum Teil mit gefesselten Händen.

4 Die Häuser waren zerstört, überall ausgebrannte Panzer, aufgerissene

Strassen, brennende Öltanks, Bilder, wie sie ganz ähnlich nach dem Zweiten Weltkrieg zu sehen waren, als die Verbrechen des deutschen Militärs in der Ukraine und in Russland nach und nach dokumentiert wurden. Am Ende der nationalsozialistischen und der stalinistischen Verbrechensorgie hatte man 50 Millionen Tote oder mehr gezählt, nur ein Bruchteil von ihnen ist in einem Grab zur sogenannten letzten Ruhe gekommen. Diese Schreckensbilder von ermordeten Menschen wiederholten sich in diesem Frühjahr, Fotos aus der Ukraine, den Vereinigten Staaten, aus einem verhungerten Afrika oder einem sich abschottenden Asien, und wer im Frühsommer nach einem flüchtigen Blick in die Zeitung noch an die Durchsetzung der Vernunft auf dem Planeten Erde – wie gesagt dem einzigen bewohnten, soweit wir wissen – glauben mochte, durfte sich als einfältiger Optimist belächeln lassen. Oder glaubt noch einer hier oder in der Welt an die Umkehrbarkeit der Verhältnisse? Man muss kein saturnisches, nicht einmal ein melancholisches Temperament haben, um die Lebensverhältnisse auf diesem Planeten als bedrohlich oder gar apokalyptisch zu bezeichnen.

Ich habe den Beginn des Romans „Der Mann ohne Eigenschaften“ von Robert Musil nachgeschlagen, der bekanntlich mit der meteorologischen Situation eines schönen Augusttages des Jahres 1913 einsetzt, ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges: „Über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Minimum; es wanderte ostwärts, einem über Russland lagernden Maximum zu, und verriet noch nicht die Neigung, diesem nördlich auszuweichen. ... Der Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes, der Lichtwechsel des Mondes, der Venus, des Saturnringes und viele andere bedeutsame Erscheinungen entsprachen ihrer Voraussage in den astronomischen Jahrbüchern.“ Also alles wie immer. Die Sterne kümmerten sich nicht mehr darum, was auf der Erde geschah, und heute, hundert Jahre später, kümmern sie sich noch weniger. Vielleicht runzeln manche die Stirn über die seltsam täppischen Versuche der Erdlinge, sich ihnen in winzigen unförmigen Kapseln zu nähern, das ist alles. Die Mehrzahl der anderen Sterne hat den Planeten Erde schon abgeschrieben, diese unerträgliche Addition von Kriegen, Hungersnöten, Wasserknappheiten und Hitzewellen, dieses ständige Jammern auf der einen Seite und dieser ständige Verweis auf Bewusstsein, also auf etwas Besseres auf der anderen – das ist ein bisschen zu viel für die klugen Sterne.

Haben wir unsere Einzigartigkeit masslos überschätzt? Wenn es in dem unendlichen Weltall keinen gibt, der auf uns blickt und nach uns sieht; der festhält, wie wir uns benehmen, wenn es keine höhere Instanz gibt, die uns zur Rechenschaft ziehen kann; wenn die inzwischen rund acht Milliarden Menschen gewissermassen allein gelassen sind und die selbstgesetzten roten Linien des Zusammenlebens und der Moral nicht mehr achten, oder noch schlimmer: nicht mehr achten können, weil sie keine andere Wahl haben – dann könnte es passieren, dass das letzte Bild von diesem Planeten so aussieht wie das erste, das in der Genesis bekanntlich mit den lakonischen Worten beschrieben wird: „Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe.“

Die physikalischen und chemischen Zufälle oder auch Notwendigkeiten, die zu dem geführt haben, was wir Leben nennen, die komplizierten Prozesse, an deren Ende Leben steht, der Energie- und Stoffwechsel, die Kommunikation innerhalb der Zelle und der Biotope, die Wechselwirkung zwischen freier Energie und Materie – all das, was eine unglaublich innovative und fleissige Wissenschaft über uns erfahren hat und täglich neu erfährt über sogenannte Menschen, also Lebewesen, die auf zwei Beinen stehen und über sogenanntes Bewusstsein verfügen – all das ist wie weggeblasen, zerfallen, pulverisiert, wenn wir in Echtzeit mit ansehen müssen, wie Panzer ungerührt über noch lebende Verletzte fahren oder ein sogenannter Präsident befiehlt, Tausende von Menschen in Kellern verrecken zu lassen. Oder – Blickwechsel – können wir ernsthaft einem Bauern im brasilianischen Regenwald sagen, er solle gefälligst um des Klimas willen die Bäume stehen lassen und kein Soja anbauen, wenn wir von ihm nichts anderes wollen als genau dieses Soja, das wir für unsere Schweinemast hier in Deutschland dringend brauchen? Selbst der verstockteste Optimist hat mittlerweile begriffen, dass auf fatale Weise alles irgendwie mit allem zusammenhängt und keiner so naiv sein darf zu hoffen, dass mit der Einhegung einer kleinen Krise die grosse Krise überwunden werden kann. Mit anderen Worten, die Welt, die wir erleben, die sich uns aufdrängt und der gegenüber wir uns ständig verhalten müssen, ist nicht oder nur zu einem geringen Teil noch die Welt, wie wir sie uns vorgestellt haben: Sie ist – trotz aller Wissenschaft – prinzipiell unlesbar geworden. Oder unlesbar geblieben?

Also träumen wir von einer anderen Welt, in der wir alles besser machen, in der es das Böse nicht gibt oder sofort erkannt wird, das Konto immer gefüllt ist und die Tomate nach Tomate schmeckt, weil der Boden nicht mit Kunstdünger bearbeitet werden muss. „Wir liegen auf dem Boden und schauen in die Sterne hinauf. Dort haben die Geschichten begonnen, unter der Ägide jener Vielzahl von Sternen, die nachts Gewissheiten stibitzen und sie zuweilen als Glauben wieder zurückgeben. Diejenigen, die die Sternbilder erst erfanden und dann benannten, waren Geschichtenerzähler. Dass man eine imaginäre Linie innerhalb eines Sternenhaufens nachzeichnete, verlieh ihnen symbolische Bedeutung und eine Identität. Die an dieser Linie aufgefädelten Sterne waren wie an einem Erzählfaden aufgefädelte Ereignisse. Dass man sich die Sternbilder ausdachte, veränderte die Sterne natürlich ebensowenig wie die schwarze Leere, die sie umgibt. Was es veränderte, war die Art der Menschen, den Himmel zu lesen.“ (John Berger) Das ist lange her. Und dennoch können wir von den Sternen nicht lassen. Sie sind vielleicht der einzige Text, den wir noch aus ganzem Herzen lesen wollen: ein Text über Möglichkeiten.

Nicht von ungefähr richteten sich vor ein paar Monaten alle Blicke nach oben: Elon Musk, ein schwerreicher amerikanischer Autobauer und geschäftstüchtiger Visionär, schwor – was nicht gerade seriös klang – noch zu seinen Lebzeiten 100.000 Menschen auf den Mond zu fliegen! Und wie man hört, sind die dafür notwendigen Raumkapseln schon ausgebucht, weil es offenbar überall schöner ist als auf der Erde. Versprochen wird ein letzter Blick auf den „blauen Planeten“, ein letzter Blick auf die in Tausenden von Jahren entstandene sogenannte Zivilisation, die sich auf ihm – und höchstwahrscheinlich nur auf ihm – entwickelt hat und als deren grösste Leistung gefeiert wird, sie nun verlassen zu können. Die Krönung unserer globalen zivilisatorischen Anstrengungen ist nicht, den Hunger auszumerzen oder alle Menschen mit sauberem Trinkwasser zu versorgen, sondern von aussen auf unseren farbigen Planeten blicken zu dürfen. Das darf einem getrost so vorkommen, als hätte man unsere Welt schon aufgegeben. Nach der ersten Mondlandung war man noch skeptisch, ob der Aufwand sich tatsächlich gelohnt habe oder wenigstens in einem begründbaren Verhältnis zu den Kosten gestanden hat. Aber „allzu billig wird die Erklärung bleiben, die den Menschen bedrängenden Probleme seiner nächsten Umwelt seien so übergewichtig, dass ihn der Mond nicht interessieren könne. Aber es

ging eben nicht um den Mond, – schreibt Hans Blumenberg – sondern um den Menschen auf dem Mond, um die Erweiterung seiner Möglichkeiten und deren Reflexion auf anderes, was ihm sonst und zuvor unmöglich erschienen wäre und noch erscheint.“ Wenn es um den Mond geht, wird auch dieser nicht gerade als Schwärmer bekannte Philosoph zum Enthusiasten.

Wollte man die Haltung des Menschen in den letzten Jahrzehnten in ein Bild fassen, dann ist es der gesenkte Kopf, der sich über sein smart-phone beugt: die Welt schrumpft auf ein winziges Fensterchen zusammen, in dem alle Daten verdichtet sind. Der aktuelle und für alle bezahlbare Weg zum Heil führt über das smart-phone. Ich bin leider zu alt, um mich über die Bücher freuen zu dürfen, in denen eines Tages die anthropologische Wende vom aufrechten Gang mit erhobenem Haupt zum abgewinkelten Kopf beschrieben wird. Mit Elon Musk dagegen soll der Blick noch einmal nach oben gerichtet werden. Was zwischen dem smart-phone und den Sternen liegt, wird nur gestreift: man schaut besser nicht so genau hin. Oben allerdings gibt es etwas zu sehen, was man sonst nicht zu sehen kriegt: die Erde. Die Erde „war für ihre Bewohner immer das Unsichtbare schlechthin – schreibt der Philosoph Hans Blumenberg: Man hatte sie unter den Füßen, nicht vor den Augen, als das Selbstverständliche und Unauffällige. ... Der Blick aus dem Raum lässt die Erde, wenn es so zu sagen erlaubt ist, in einem Meer von Negativität erscheinen: eine Insel im Nichts. Das macht sie sichtbar in einem schmerzlichen Sinne: schmerzhaft deutlich.“ Mit anderen Worten: Erst vom Raum aus, aus der grössten Entfernung, fällt uns unsere Einmaligkeit auf. Von je weiter weg wir sie anschauen, desto wunderbarer kommt uns unsere Welt vor. Hier passt das Wort von Theodor Adorno: Geh nicht zu nahe an den Regenbogen, er könnte zerfallen.

Wenn wir normalen Sterblichen – wenn es so etwas noch gibt – von hier aus in den Himmel schauen, haben wir den Eindruck von etwas Ganzem. Ob es uns ängstigt oder freut, diese gewaltige Konstruktion des Himmelszeltes ist überwältigend. Auch wenn wir vielleicht oder wahrscheinlich nicht mehr an einen Schöpfer glauben, der für alles verantwortlich ist – besonders dafür, dass ausser ein paar Sternschnuppen oder einem Kometen oder einem Meteor nichts runterfällt –, und auch wenn wir nicht so richtig verstanden haben, wie der Urknall, der für alles verantwortlich sein soll, funktioniert hat, und auch wenn wir es darüber hinaus rätselhaft finden, dass ausgerechnet wir, du und ich

und die anderen, in der Lage sein sollen, den Urknall und vieles, was ihm folgte – zum Beispiel die Schwarzen Löcher – auch nur zu denken, dann entwickeln wir doch ein positives, stabiles Verhältnis zu diesem ungeheuren Raum, der uns umgibt. Wäre das nicht der Fall, müssten die Kinder, wenn sie auf die Welt kommen und nach oben schauen, augenblicklich verzweifeln. Etwas an dem pünktlichen Aufscheinen dieser seltsamen Leuchtkörper in der Unendlichkeit muss mehr Vertrauen einflössen als Angst: sonst hätten Sonne, Mond und Sterne in Kinderbüchern nicht diese atemberaubende Karriere gemacht.

Dieses Verhältnis zu den Sternen ist natürlich ein naives – und wahrscheinlich bleibt es für die meisten auch so. Wir gehen als Erwachsene vielleicht nicht so weit, den Mann im Mond zu sehen, den jedes Kind selbstverständlich mit blossen Auge erkennt. Und selbst der Astronaut, der aus dem All gefunkt hat, er habe keinen Gott angetroffen, es gäbe ihn also nicht, musste einsehen, dass er wissenschaftlich gesprochen Unsinn geredet hat: es gibt ihn vielleicht nicht auf dem öden Planeten, den der Astronaut einmal kurz betreten hat, aber er hat auch nur einen von Milliarden Sternen erforscht. Und denkt nicht jeder aufgeklärte Mitteleuropäer, der im Sommer auf einer griechischen Insel eine Sternschnuppe sieht und keinen Wunsch geäussert hat, dass er beim nächsten Mal unbedingt vorbereitet sein sollte. Catch a falling star and put it in your pocket, never let it fade away. Weder die seit Jahrtausenden die Sterne beobachtende Wissenschaft noch gar Science-fiction-Literatur können uns dieses naive Verhältnis zu den Sternen austreiben: wenn der Mond aufgeht, herrschen die alten Verhältnisse. Nur die Katzen glauben, sagt der spanische Dichter Ramon Gomez de la Serna, der Mond sei nichts anderes als ein Teller Milch. Und haben wir nicht alle kürzlich die Fotos bewundert, die das James-Webb-Weltraumteleskop von den Kohlenwasserstoffstaubnebeln gemacht hat, die vom Licht junger Sterne zu bizarr zerklüfteten Strukturen modelliert wurden – als wäre Max Ernst der künstlerische Berater gewesen. Auf diesen Bildern treten das Naturschöne und das Kunstschöne, die sich lange aus dem Weg gegangen sind, wieder zusammen. Keiner versteht, welchen unglaublichen Operationen diese Bilder ihr Entstehen verdanken, aber angeblich sind sie kein fake, sondern nur eine neue, eine andere Ansicht von Natur.

Ist vom wie auch immer prekären Ganzen die Rede, gehört natürlich auch die prominente Sonne dazu, die nicht wegen ihrer unverzichtbaren Schönheit und weil sie Menschen braun färbt, sondern wegen des ausbleibenden russischen Gases aktuell wieder in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt ist: „Unsere Sonne – schrieb kürzlich Manfred Lindinger in der FAZ – ist eine unerschöpfliche Energiequelle. Könnte man nur einen Bruchteil der auf die Erde treffenden Sonnenstrahlen anzapfen, wäre das die Lösung aller Energieprobleme. Wir müssen nur noch herausfinden, wie wir die Leistung unserer Solarzellen erhöhen.“ Nur noch! Es bleibt eine offene Frage, warum es den klugen Technikern der Menschheit zwar gelungen ist, die widerwärtigsten Instrumente der Zerstörung zu entwickeln, nicht aber die Sonne ausreichend für unsere Zwecke zu nutzen, ohne sie zu zerstören! Der Mensch – so lautet eines der klugen Bonmots des Philosophen Odo Marquard – ist das einzige Lebewesen, das immer etwas stattdessen tut: statt an effektiveren Solarzellen arbeiten wir an effektiveren Sprengköpfen.

Sonne, Mond und Sterne: wer hätte gedacht, dass die entzauberten Himmelskörper in unserer durchrationalisierten Welt noch immer und wahrscheinlich bis ans Ende Möglichkeiten bieten würden für die immer düsterer werdenden Zukunftsvorstellungen des Menschen? Dass plötzlich überall – in der Wissenschaft, in allen Zeitungen, im Fernsehen und im Film – über sie wie über etwas hochwillkommen Selbstverständliches, das schwer zu begreifen ist, geredet wird, und zwar durchaus nicht abschätzig oder gar abwertend – im Gegenteil: die entferntesten Planeten und die ungemütlichsten Sterne der Milchstrasse erzeugen die grössten Hoffnungen, auch wenn nur selten angegeben werden kann, welche Hoffnungen sich mit ihnen verbinden. Es bleibt eine diffuse Gemengelage, und die Bemerkung, dass die Sterne halt alle angehen, weil sie keinen Unterschied zwischen den Menschen kennen, ist nicht besonders befriedigend. Wenn ein Schwarzes Loch fotografiert wird, kommt das Foto auf die erste Seite der Zeitung, auch wenn nicht viel mehr zu sehen ist als eben ein schwarzes Loch. Es bräuchte einen Philosophen wie Martin Heidegger, um dieses Nichts in höchster Potenz auch nur andeutungsweise angemessen zu würdigen.

Hegel, der grosse Staatsphilosoph des frühen 19. Jahrhunderts, hatte die Sterne noch als „leuchtenden Aussatz des Himmels“ verspottet, jetzt also sollen sie die Rettung aus unserem selbstgemachten Jammerthal sein. Die Haltbarkeit des Himmels scheint jedenfalls gesicherter

zu sein als die Verhältnisse auf der Erde, wo alles, was zur Verfügung steht, verbrannt wird, um Energie zu gewinnen. Die Wälder auf der Erde brennen, das Gas aus der Erde wird verbrannt, alles was wir nicht gemacht haben, wird in Energie umgewandelt – und trotzdem reicht es hinten und vorne nicht. Die Zivilisation als gieriger Verbrennungsmotor, so etwa könnte man den Zustand heute beschreiben. Kein Wunder also, dass man sich fragt, wie die Sterne es aushalten, ständig die sich wichtigtuertisch aufführende Erde im Blick behalten zu müssen, die sich als ultima ratio gerade selbst verbrennt, um Energie zu erzeugen, und wer gute Ohren und ein wenig Phantasie hat, kann hören, wie sich die Sterne zurufen, dass sie hoffentlich von den sich Menschen nennenden Zweibeinern mit aufrechtem Gang verschont bleiben, die immer alles, was sie entdecken, ganz wunderbar finden und danach alles mit Inbrunst kaputt machen. Früher konnten die Sterne bis auf den Grund der Meere blicken, heute sehen sie nur einen knallbunten Plastikfilz, der die in der Strömung sich sanft bewegenden Korallen ersetzt hat. Und während die Sterne noch so miteinander über die guten alten Zeiten einer durchsichtigen Weltordnung reden, fliegt ihnen der auf der Erde produzierte Weltraumschrott um die Ohren.

Ich bin noch im Krieg geboren, in einem winzigen Dorf in Sachsen-Anhalt, und mein Grossvater, ein enteigneter Landwirt protestantischen Glaubens, hat mir, als ich vier oder fünf Jahre alt war, den Himmel erklärt: die Sternbilder mit den einfachen Namen – wie der Kleine und der Grosse Wagen oder der Grosse Bär – und die mit den eigentümlichen Namen, Kassiopeia oder Sagittarius, unter denen man sich nichts oder nur etwas Falsches vorstellen konnte. Es war – von unten gesehen – die andere, ferne, unerreichbare und schöne Welt, die mit ihrem Gleissen und Flimmern etwas versprach, was man in der ärmlichen Umgebung, in der wir lebten, nicht benennen konnte. In unserem Dorf gab es keine Strassenlaternen, in den Häusern brannte am Abend kaum Licht, man war also von keiner anderen Lichtquelle abgelenkt, wenn man in den Himmel schaute. Nur der dunkle Ausstoss der Kohlebergwerke in Meuselwitz konnte unsere Sicht trüben. Ich war vor allem an der Frage interessiert, warum und wie ein Afrikaner – der damals noch Neger hiess – oder ein Russe, der damals noch ein Sowjetbürger war – denselben Himmel vor Augen hatten, wenn sie nachts in die Höhe blickten. Ob die Sonne sich um die Erde drehte oder die Erde um die Sonne, war mir eigentlich egal, wenn sie nur ordentlich schien, aber ich

konnte mir nicht vorstellen, dass es für die ganze Welt nur einen einzigen Himmel geben sollte. Wo sollten denn alle guten Menschen aller Erdteile, die nach Meinung meiner Grossmutter in den Himmel kamen und dort bis ans Ende aller Zeiten verblieben, einen Platz finden? Also auch der Indianer, die Eskimos und sogar die vielen kleinen Chinesen. Wenn Gott der Schöpfer des Himmels und der Erden war, dann hätte er doch mehrere Himmel erschaffen können und nicht nur einen, in dem sich, wie ich mir vorstellte, alle auf engstem Raum drängten. Von meinem Grossvater hatte ich gelernt, dass die Anzahl der Toten grösser ist als die der Lebenden, was ich mit einem Blick in unser Dorf bestätigen konnte, wo die Männer, wie es seltsamerweise hiess, im Krieg geblieben waren. Sassen also Stalin und Churchill, die einzigen internationalen Namen, die mir vertraut waren, tatsächlich auf derselben Wolke? „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes. Vom Werk seiner Hände kündigt das Firmament“, heisst es im 19. Psalm. Dass der Himmel damals noch ausschliesslich Gott gehörte, war meinem Grossvater und mir selbstverständlich; aber ich wurde angehalten, solche Geheimnisse besser für mich zu behalten, denn nach der Landreform, die meinem Grossvater den Hof gekostet hatte, war es nur eine Frage der Zeit, dass auch eine grundsätzliche Himmelsreform durchgeführt werden würde. Das ist erst jetzt geschehen. Anfang April dieses Jahres las ich einen Artikel von Sibylle Anderl über die neuen Grenzen im All. Die Raumfahrt und die Astronomie, schrieb diese grossartige Himmelskennerin, „werden oft als Aktivitäten dargestellt, die der gesamten Menschheit dienen und nationales Denken überwinden helfen. Der Ukraine-Krieg fordert diesen Mythos nun heraus.“ Damals, Ende März, war gerade der amerikanische Astronaut Mark Vande Hei nach einem kompletten Jahr im All mit zwei russischen Kollegen in der Kasachischen Wüste gelandet. Die drei Kosmonauten waren im Frieden – wenn man den damaligen Zustand im Rückblick noch so nennen darf – in den Himmel geflogen und haben von dort oben Bilder der Solidarität in der Kabine nach unten geschickt, die auf unmittelbare Weise zeigen sollten, dass das Zusammenleben der unterschiedlichsten Kulturen und Ideologien auf engstem Raum möglich ist – ein eindrücklicheres, auf Anhieb überzeugenderes Bild für Einheit und Verständnis als die wie Engel harmonisch herumschwebenden Menschen in ihren aufgeplusterten Raumanzügen konnte man sich nicht vorstellen.

Sibylle Anderl zitiert den russischen ISS-Kommandanten Anton Shkalerov mit den Worten: „Die Menschen auf der Erde haben Probleme. Im

Orbit sind wir eine Crew.“ – „Es gibt kaum einen Raumfahrer“, schreibt sie, „der nicht darauf hingewiesen hätte, dass der Anblick der Erde aus der Distanz die vom Menschen eingezogenen Grenzen verschwinden und alle Kriege und Konflikte überflüssig und kleingeistig erscheinen lässt.“ Auch mit dieser geradezu paradiesischen Vorstellung war dann Schluss, als nämlich der Chef der russischen Weltraumagentur damit drohte, die Raumstation ISS einfach abstürzen zu lassen. Ein Krieg zwischen den Sternen schien in nächste Nähe gerückt. Für viele Liebhaber des Kosmos ist das eine äusserst ernüchternde Erkenntnis. Inzwischen hat das kanadische Parlament beschlossen, Verbrechen, die auf dem Mond geschehen, auf der Erde verfolgen zu lassen. Ich sehe die Gutachter eines deutschen Amtsgerichts vor mir, die in Raumanzügen nach den Knochen eines Astronauten suchen, der von seinen Kollegen in den eckelosen Weiten des Mondes in einen Krater geschmissen wurde ...

Aber noch einmal zurück zu meinem Grossvater: Dass der Himmel etwas mit der Landwirtschaft zu tun hatte, war mir von Anfang an klar, weil ich mit Sprüchen über diese Abhängigkeit gross geworden bin: kosmische Kräfte waren beteiligt, wenn man Wurzelpflanzen setzte; Gras sollte man nicht säen unterm Skorpion, weil es dann den Tieren nicht schmeckte; oder ein Spruch, den ich besonders liebte: Wer viel Butter auf dem Kopf hat, sollte nicht in die Sonne gehen. Da es bei uns wohl noch Sonne, aber keine Butter mehr gab, war der Spruch besonders delikat oder auch nur komisch. Bei solchen „Weisheiten“ handelte es sich keineswegs um pagane Reste einer sächsischen Volksmythologie, sondern um ein uraltes Erfahrungswissen, das sich zwischen Mensch und Kosmos entwickelt hat. Wer auch immer diese Erfahrung gemacht und weitergegeben hat, wollte darauf dringen, die so gewonnenen Gesetze einzuhalten. Und was passierte, wenn man sie nicht befolgte?

Johann Peter Hebel, der alemannische Hausfreund, Geistliche und Schriftsteller, hat vor 200 Jahren nicht nur einen klugen Aufsatz über den Landmann und seine Nähe zur Schöpfung geschrieben, sondern auch eine Betrachtung darüber, dass die Welt, wie wir sie kennen, eines Tages verschwinden könnte. Er schreibt: „Lange hielt ich es für möglich, dass die Erde vielleicht nie veralte, sondern ewig fort dauern werde. Nichts, dachte ich, geht doch in ihr verloren. Es ist alles nur Wandel, neues Leben aus dem Tod, Abgang hier, Zufluss dort. Jetzt kann ich mir nichts anderes mehr denken, als dass sie, die einst nicht war,

was sie jetzt ist, mit der Zeit auch nicht mehr das nämliche sein könne. Sollte das Schicksal aller Geschöpfe, die sie am mütterlichen Busen nährt, nicht zuletzt ihr eigenes sein? Wie ein Baum dem andern und ein Mensch dem andern, zwar nicht gerade an der nämlichen Stelle und nicht dem nämlichen nach Gestalt und Teilen, aber doch einem seiner Art Platz macht, das heisst wie er, wenn sein Mechanismus zerstört ist, in die Erde zurückkehrt, um zu dem Neuen, das irgendeinmal und an einem Ort werden soll, seine aufgelösten Teile als Material zu liefern: sollte nicht ebenso die Erde ihren Teilen nach, vielleicht aus der Sonne, der Schöpfungsstätte der Planeten, sich losgewunden, ihren Teilen nach in diesem Punkt des Weltalls sich gesammelt haben? ... einst wird sie, wenn es wahr ist, was einige Kosmologen gegen den Widerspruch anderer behaupten, dass sie nach und nach immer eine engere Bahn um die Sonne beschreibe, einst wird sie, alt und lebenssatt, in den mütterlichen Schoss der Sonne zurückkehren, sich wieder auflösen, sich neu und wieder anders zusammensetzen, das heisst Teile zu andern Kompositionen hergeben, Teile von anderen Dekonstruktionen empfangen; unterdessen wird ein neuer, ihr ähnlicher oder unähnlicher Körper auf gleiche Weise entstehen, ihren Platz einnehmen, damit überall, wie im Kleinen, so im Grossen, wie im Raum, so in der Zeit Abwechslung und Mannigfaltigkeit herrsche.“ Das sind tollkühne Überlegungen eines aufgeklärten und mutigen Geistlichen, der übrigens jedes Jahr einen Kalender geschrieben hat, in dem sämtliche siderische Konstellationen auf geradezu übermütige Weise beschrieben werden. Aus der Einheit, wie sie das Christentum erträumt hat, ist eine Art Ersatzteillager geworden, in dem man sich für kleinere Ausbesserungsarbeiten bedienen kann und muss, aber trotz aller hochgerüsteter Reparaturleistungen wird die Maschine, die wir bilden und die uns formt, eines Tages zerfallen. Hebel hatte nichts übrig für falsche Sentimentalitäten. Wenn es einen Schöpfer gibt, dann wird er schon zeigen, was er kann, aber wir sollen ihn nicht für jede Dummheit verantwortlich machen: sollte die Welt sich auflösen, ist er jedenfalls nicht schuld.

Aber solche Überlegungen haben mich als Kind nicht gequält. Der Himmel gehörte einem, nämlich unserem Gott, der darauf achtete, dass am Abend mit einer Art Generalschalter alle Sterne angeknipst wurden. Wenn du wirklich alle Sterne, die du sehen kannst, mit einer Leuchtschrift verbindest, sagte mein Grossvater, hast du das Gesicht Gottes vor dir. Oder hatte er Antlitz gesagt? Ich habe es vergessen. Egal, ich

begann jedenfalls sofort damit, Linien zwischen den Sternen zu ziehen – aber was dabei herauskam, sah nach allem möglichen aus nur nicht nach Gott. Das Licht, das sie ausstrahlten, war – bis auf das Mondlicht – nicht besonders hell. War es ein kaltes Licht oder ein warmes? Das ist eine Frage, die natürlich nicht nur die Dichter interessierte. In der christlichen Welt war es ein warmes Licht, eine Art freundliche Notbeleuchtung, damit man sich zurecht fand. Die grossen christlichen Dichter haben diesen Zustand immer wieder beschrieben. Bei Petrarca, dem Begründer des klassischen Abendgedichts aus dem 14. Jahrhundert, heisst es: „Nun, da der Himmel und die Erde und der Wind schweigen, jener Augenblick, wo der Abend zur Nacht wird und die Stille der Nacht die Welt und über ihr die Gestirne zu einer einzigen Landschaft der Ruhe und des Friedens zusammenführt.“

Natürlich war diese Ruhe trügerisch, denn auch Petrarca wusste: „Am Abend überkommen das einsam sinnierende Ich mehr Gedanken, als das Meer Fische, die Wiese Gräser, der Nachthimmel Sterne hat.“ Wer nicht schlafen kann, weil ihn Gedanken quälen, tritt hinaus auf die Terrasse – heute auf den Balkon – unter den gewaltigen Sternenhimmel – und kann zweierlei erleben:

entweder sie oder er fühlt sich entsetzlich klein, unbedeutend, verloren, ausgesetzt und alleingelassen, und wünscht sich in all seiner bodenlosen Nichtigkeit eine Sternschnuppe, um wenigstens einen Wunsch zu formulieren;

oder aber er oder sie fordert die Sterne heraus – „es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt“, heisst es im „Buch der Lieder“ von Heinrich Heine, von denen ist also keine Hilfe zu erwarten; man muss sein Schicksal selber in die Hand nehmen, auch wenn das leichter gesagt als getan ist: immerhin muss man, das lehrt die bürgerliche Moral, es versuchen. Und wenn einen trotzdem die Sorgen oder die Fragen nach dem Sinn des Lebens nicht schlafen lassen, dann bleibt immerhin der Weg zurück zum Schlafzimmer, wo man den Kopf unter das von Wilhelm Busch unsterblich gemachte Plumeau stecken kann, wo die Sterne nicht hin dringen.

Dieses Konzept der „Abendstille überall“, der ruhigen Nacht, in der – bis auf die Spitzbuben und Dichter – alles schläft, hat sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gehalten, als die künstliche Beleuchtung die Nacht zum Tage machte. Besonders in den Städten, wo Ecken und Nischen, Verstecke und Schlupflöcher, früher bestenfalls vom fahlen Licht des Mondes beschienen, nun sich allen Augen darboten, natürlich auch

dem Auge des Gesetzes. Am Anfang konnte man das noch als schöne Konkurrenz ansehen – wer ist heller, die Lampe oder der Stern? –, wie es der Dichter Hans Carossa tat:

*Finsternisse fallen dichter
Auf Gebirge, Stadt und Tal.
Doch schon flimmern kleine Lichter
Tief aus Fenstern ohne Zahl.
Immer klarer, immer milder,
Längs des Stroms gebogmem Lauf,
Blinken irdische Sternbilder
Nun zu himmlischen hinauf.*

Wie diese Geschichte eines harmlos begonnenen Zweikampfs schliesslich in der Zukunft ausgehen wird, wissen wir nach einem Blick auf die Rechnung der Elektrizitätswerke: eines Tages werden wir wieder froh darüber sein, wenn nachts wenigstens die Sterne etwas Glanz in unsere Häuser bringen werden.

Es ist leicht einzusehen, dass die Dichter sich am intensivsten auf die himmlischen Leuchtkörper eingelassen haben. Sie waren nicht wie der Bürger an die immer rigider werdende Zeiteinteilung der Erwerbsgesellschaft gebunden und konnten sich die Arbeitszeit aussuchen. Nachts war es ruhig, und da sie am Tage nicht viel zu verschenken hatten, konnten sie nachts in aller Ruhe der Geliebten die Sterne vom Himmel herunter dichten. Wollte man die Sterne-Poesie auch nur in groben Umrissen systematisieren, könnte man Bibliotheken füllen. Zu welchen Metaphern, Vergleichen und lyrischen Kopfständen allein der Mond angeregt hat, ist in hunderten von Anthologien auf der ganzen Welt festgehalten, und immer neue Gedichte kommen hinzu. Eine der jüngsten (und besten) Einführungen in die Geheimnisse des Mondlichts hat Joachim Kalka geschrieben, der von Morgensterns „Mondschaft“ – Sie erinnern sich vielleicht: „Das Mondschaft steht auf seiner Flur./Es harrt und harrt der grossen Schur./Das Mondschaft.“ – bis zu den Auftritten des Mondes im Comic Strip eine lunare Reiseroute vorschlägt, die auch wenig begangene Wege empfiehlt. Schaut man sich die deutschsprachige Poesie an, so muss man zu dem Schluss kommen,

dass der Mond um 1750 ein deutsches Gestirn war. Jemand – ich habe vergessen, wer es war – hat sogar behauptet, der Mond sei eine deutsche Erfindung. Was der Politik nicht gelungen war, nämlich aus den hunderten von Duodezfürstentümern eine deutsche Einheit herzustellen, ging den Dichtern leicht von der Hand. Sieht man von Bayern ab – hier gab es um 1800 keine grossartigen Dichter –, so beteiligten sich alle anderen „Gae“ an dem Wettstreit um das schönste Mondgedicht, so dass – wie nicht anders zu erwarten – eine Gegenreaktion erfolgte: „Der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht“, notierte Heinrich Heine, und Goethe, der bedeutende Naturwissenschaftler, schrieb an den jüngeren Freund Schiller: „Es war eine Zeit, wo man den Mond nur empfinden wollte, jetzt will man ihn sehen.“ Goethes Vierzeiler dazu lautet:

*Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.*

Aber vielleicht gehen wir einmal in der Nacht durch den vom Mondschein erleuchteten Garten, um wenigstens an einige der schönsten Mondgedichte zu erinnern.

Wir fangen an mit dem damals berühmten Idylliker Salomon Gessner aus Zürich, der um 1750 das Leben eines Schöngeists führte. Er hatte oder nahm sich genug Zeit, die Sterne zu bewundern. Goethe rümpfte die Nase über derlei Lebenswandel, zu dem das Dichten von Idyllen gehörte: „Gleich in der ersten tritt der Mond auf, und die ganze Idylle ist Sonnenschein“, knurrte er. Gessner war wohl auch der erste deutschsprachige Dichter, der dem Mond eine erotische Verkleidung verpasste. Als „Luna“ trat er bei ihm auf, von „zartgeschenkelten Rehen und von Drachen mit schlankzirkelndem Leibe“ begleitet; was dann geschah, fand ausserhalb des Lichtkreises statt.

„Lieblich ist's doch und kühl, als schwämmst du beim Mondschein im Wasser“, dichtete Gessner und trat damit eine Lawine von später eindeutig negativ besetzten Wasserlechengedichten an, an denen alle deutschen Flüsse beteiligt waren. Berühmt wurden die Verse von

Georg Heym und Bert Brecht, bei dem es heisst: „Und der Himmel ward abends dunkel wie Rauch/und hielt nachts mit den Sternen das Licht in der Schwebe.“ Und aus den zartgeschenkelten Rehen wurde im Brechtschen Mondlicht: „Als ihr bleicher Leib im Wasser verfaulet war,/Geschah es (sehr langsam), dass Gott sie allmählich vergass.“

Noch vor Gessner hatte in Hamburg, nicht gerade die poetischste Stadt Deutschlands, denkt man, bevor man sich besinnt, dass dort Klopstock und Matthias Claudius – und in unserer Zeit so bedeutende Mond-Forscher wie Hanns Henny Jahn und Peter Rühmkorf – wirkten, in Hamburg hatte der fleissige Barthold Heinrich Brockes sein „Irdisches Vergnügen in Gott“ in neun Bänden geschrieben: „Ich sahe mit betrachtendem Gemüthe/jüngst einen Kirschbaum, welcher blühte/in kühler Nacht beim Mondenschein;/ich glaubt, es könne nichts von grössrer Weisse sein.“

Aber es gibt natürlich etwas noch Helleres, nämlich den Mond selber, den der Dichter gleich darauf erblickt und zu dem schönen Schluss kommen lässt: „Die grösste Schönheit dieser Erden/kann mit der himmlischen doch nicht verglichen werden.“

Das ist gewiss nicht das beste Gedicht seiner Zeit, und jedem selbst gutmütigen Leser fällt auf, wie weit bei der Betrachtung des Himmels die Ansichten und Möglichkeiten der Philosophie und der Dichtung auseinander liegen. Insofern wusste die Kirche sehr wohl, warum es für sie erträglicher war, wenn sich alles um die Erde drehte. Aber die Naturwissenschaften liessen sich nicht davon abhalten, dem Himmel in die Karten sehen zu wollen.

Jeder von uns, die sich mit der Welt beschäftigen, hat schon einmal den Satz des Königsberger Philosophen Immanuel Kant gehört: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Diesem berühmten und deshalb immer wieder kommentierten Satz lässt Kant die Worte folgen: „Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Überschwenglichen, ausser meinem Gesichtskreis suchen und bloss vermuten; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewusstsein meiner Existenz. ... Der Anblick einer zahllosen Weltenmenge – also der Blick in die Unendlichkeit des Himmels – vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines tierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem blossen Punkte im Weltall) wieder zurückgeben muss, nachdem es eine kurze

Zeit (man weiss nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen.“ Man muss schon das Talent eines Hebel haben, um solche Gedankengänge in Poesie zu übersetzen – das ist übrigens auch ein Grund, warum sich die Aufklärung so wenig durchgesetzt hat: sie muss sich beständig neu über sich selber aufklären, um dauerhaft auf offene Ohren zu stossen.

In der sogenannten Aufklärung waren es Klopstock und der unterschätzte Wieland, die den Mond auf besondere Weise wahrgenommen haben. Für Klopstock ist er der Gefährte, der Bruder, der Geselle, der Freund, mit dem man gerne die andre Hälfte des Lebens verbringt: die Nacht. „Willkommen, o silberner Mond./Schöner, stiller Gefährte der Nacht!“ – so begrüsst der geradezu mondsüchtige Klopstock ihn. Klopstock und der Mond wäre eine eigene Untersuchung wert, weil in dem von ihm besungenen Mondschein die Ränder sichtbar werden, die Grenzen, die die Aufklärung vom dunklen Rest der Welt trennen.

Auch bei Wieland scheint der Mond durch alle Ritzen der Aufklärung: er hat die Eigenschaft, „uns die Welt der Geister aufzuschliessen“, schreibt er, und diese der Vernunft nicht zugängliche Welt ist auch oft genug erotisch besetzt: bei ihm liegt „die Natur im dämmernden Mondschein wie in einem Nachtgewand von durchsichtigem Flor in nachlässiger Anmut ausgestreckt“. Es ist eine Welt, die nicht zum offiziellen Weimar und seiner Etikette passt. Man kann sich einfach nicht vorstellen, dass Wieland diese Formulierung beim Betrachten der eigenen Gattin oder gar von Frau Riemer eingefallen sein sollte. Riemer – Sie erinnern sich –, der in Thomas Manns „Lotte in Weimar“ immer sagen muss: das ist buchenswert!

Die sich bedingende Schaukelbewegung von Aktion und Reaktion, wie sie Jean Starobinski als Konstante in der Geistesgeschichte gesehen hat, kann auch bei der Behandlung des Mondes beobachtet werden. Nach der Aufklärung kommt die Periode der Empfindsamkeit mit dem Göttinger Hainbund, mit Hölty, Friedrich Wilhelm Zachariä oder Johann Martin Miller, die ohne den Mond gar nicht lebensfähig wären: entzöge man den Gedichten das Mondlicht, würden sie zusammenfallen wie alte Croissants. „Ganze Stunden lang hing sein Aug am stillen melancholischen Mond“, heisst es von Siegwart, dem Helden des gleichnamigen Romans von Miller, einem veritablen Bestseller um 1780. Der Mond war der erhabene, düstere, neblige Gespieler der Ruhe, der ungerührt die vergeblichen Spiele der Liebe beleuchtete, und nichts lag näher, als sich – scheinheilig – zu fragen: „Ach, wann bescheint/Dein

Silberschein/Den Leichenstein,/Der meine Asche birgt.“ In solchen Gedichten sind die Himmelskörper nichts anderes als Spielmaterial, um die eigne Brillanz unter Beweis zu stellen: der Mond selber verzieht natürlich keine Miene.

Von dieser arg „gemachten“ Künstlichkeit ist nicht viel erhalten geblieben, sowohl der Mond wie auch die Literaturgeschichte haben diese literarische Mondsucht ohne grösseren Schaden überstanden.

Geblichen dagegen ist ein Gedicht, das jeder kennt und mitsingen kann; ohne es – das kann man ohne Übertreibung sagen – wäre unser Verhältnis zum Mond ein anderes. Über das Glück, das dieses Gedicht in der Literaturgeschichte gehabt hat, ist viel nachgedacht worden: warum ausgerechnet dieses und nicht wir, fragen sich Millionen Gedichte, die in verstaubten Anthologien darauf warten, dass sie einer aufschlägt, warum ausgerechnet dieser Journalist Matthias Claudius aus Hamburg-Wandsbek? Ehe wir uns an diesen alles andere als mühsigen Spekulationen beteiligen, wollen wir es als das grosse ultimative Mondgedicht aufsagen, und jeder von Ihnen darf mitmurmeln:

Abendlied

*Der Mond ist aufgegangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weisse Nebel wunderbar.*

*Wie ist die Welt so stille,
Auch in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.*

*Seht ihr den Mond dort stehen? –
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.*

*Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinste
und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.*

*Gott, lass uns Dein Heil schauen,
Und nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Lass uns einfältig werden,
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein.*

*Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn Du uns genommen,
Lass uns im Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!*

*So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott, mit Strafen,
Und lass uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch.*

Der Erfolg dieses Liedes, das rund 60mal vertont wurde, von Franz Schubert bis Herbert Grönemeyer, konnte es nicht zur Strecke bringen, alle Parodien, unter denen die von Peter Rühmkorf die lustigste und gelungenste ist, haben seinen Ruhm nicht zerstören können: „Der Mond ist aufgegangen./Ich, zwischen Hoff und Hangen,/rühr an den Himmel nicht./Was Jagen oder Yoga?/Ich zieh die Tintentoga/des Abends übers Angesicht.“ Das Original bleibt eines der bekanntesten und schönsten Gedichte in deutscher Sprache, bei dem man nicht nur die Lippen bewegen muss, wenn man mitsingen will. Aber das ist ein anderes Thema.

Von Matthias Claudius stammt auch der Brief an den Mond, der in unserem Zusammenhang von Bedeutung ist: „Ich habe Sie – schreibt Claudius – lange heimlich geliebt; als ich noch Knabe war, pflegt’ ich schon in den Wald zu laufen und halbverstohlen hinter’n Bäumen nach Ihnen umzublicken, wenn Sie mit blosser Brust oder im Negligee einer zerrissenen Nachtwolke vorübergingen.“ Aus Wielands gerade noch zumutbarem Nachtgewand ist bei dem Wandsbeker Boten ein Negligee geworden, so stark ist der Einfluss des Französischen nach der Revolution gewesen.

Die Mode des Mondgedichts war so verbreitet, dass der Dichter Gottfried August Bürger eigens ein Gedicht darüber geschrieben hat, keines schreiben zu wollen. Bei Bürger kommt auch wieder die Frage nach dem Geschlecht des Mondes auf, die wahrscheinlich heute beim Identitätenstreit wieder aktuell ist: „Ich weiss nicht recht, wie ich dich nennen soll? Mann oder Weib?“, schreibt er, und man ist froh, dass er nicht heute gelebt hat, wo die Geschlechterzuschreibung so komplex geworden ist, dass der Mond sich wahrscheinlich selber nicht mehr auskennt, als wer oder was er sich bezeichnen soll. Seht ihr den diversen Mond dort stehen? Nein, das geht nicht.

Auch Goethe gebührte natürlich ein eigenes Kapitel, wenn es um den bestirnten Himmel geht: zu vielfältig waren seine Beziehungen zu den Sternen, zu umfangreich seine naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, zu grossartig die Verbindungen, die er zwischen den Phänomenen ziehen konnte. Und eines war er nun mit Sicherheit nicht mehr, wenn es um die Sterne ging, den Himmel, den Kosmos und seine Gesetze: naiv. „Das Auge – schreibt er in „Dichtung und Wahrheit“ – war vor allen andern das Organ, womit ich die Welt fasste.“ Die „neudeutsch-religiöse-patriotische Kunst“ einer bestimmten Romantik dagegen

war ihm nicht geheuer, Natur und Geschichte sollten schön getrennt bleiben. Goethe, der die „Wolken-Studien“ von Luke Howard schätzte, war zu sehr Naturwissenschaftler nach der kopernikanischen Wende, von religiöser Naturverehrung und naiver Mond-Schwärmerei wollte er nichts wissen.

Allerdings war er – nebenbei gesagt – einer der besten Mondmaler, oder besser, Mondzeichner: gerade in der Epoche, in der man erschrickt, wenn auf einem Bild der Mond fehlt, kann man bei ihm beruhigt sein – sein Mond steht ab 22:00 Uhr zuverlässig über der Ilm und dem Golf von Neapel. Wenn man seine Bilder anschaut, die auf der italienischen Reise entstanden sind, dann sieht man auf den ersten Blick, wie der Mond, das Mondlicht der Landschaft Kontur gegeben hat. Ohne Mond und Sterne keine avancierte Landschaftsmalerei. Aber die Bedeutung der Gestirne in der Nacht als Problem der Malerei, die Sterne als Motiv der Landschaftsmalerei ist wieder ein anderes Thema, das wir wegen seines Umfangs nicht behandeln können. Jeder hat die Bilder sofort vor Augen: von Adam Elsheimers Nachtbildern, wie etwa der „Flucht nach Ägypten“ von 1609, über die Mondbilder von Caspar David Friedrich und Otto Runge bis zu Henri Rousseaus schlafender Zigeunerin, die unter einem kreisrunden Mond von einem Löwen beschnüffelt wird; gar nicht zu reden von Dalís lunaren Exzessen. Elsheimer war einer der ersten Maler, der als Astronom das Fernrohr zur Hilfe nahm, um die Milchstrasse so getreu wie damals möglich abzubilden. Dem Interesse der Surrealisten um André Breton ist es zu verdanken, dass der deutsche Sternenkult, wie ihn E. Th. A. Hoffmann in seiner dunklen und Novalis in seiner hellen Variante inszeniert hatten, in Frankreich nachgespielt wurde, und jeder weiss, dass der surrealistische Einzelgänger Giorgio de Chirico seinen Mond über den Kolonaden des Hofgarten in München aufgehen sah: man kann die Bewegungen des Mondes also in der Malerei genau verfolgen; so wie man auch die Anbetung der Sonne auf den Bildern der Welt wiederfindet: ihren vorläufigen Höhepunkt hatte sie im Jugendstil, wenn nackte androgyne Wesen sich der Sonne wie Pflanzen verzückt entgegenstrecken.

Aber das nur nebenbei; die Geschichte der Himmelskörper in der Malerei ist so vielfältig glänzend, dass man sie nicht mit der linken Hand abhandeln kann.

Zurück zur Poesie. Jeder kennt die vier Zeilen aus Goethes Gedicht „An den Mond“:

*Füllest wieder's liebe Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.*

Nur die grossen Dichter konnten so „nebenhin“ die Verknüpfung des seelischen Befindens mit dem Mond in Verse fassen: aus dem kalten fernen Gestirn, dem Begleiter in der Nacht, der sich in Metaphernwolken hüllt, ist wieder der konkrete Mond geworden: die von ihm veranstalteten Nebelspiele lösen endlich einmal auch dem Dichter die Verhärtungen der Seele: man spürt dem Gedicht förmlich das Aufatmen an.

Goethe hat in seinem riesigen Werk alle Sternen-Epochen berührt, von der Empfindsamkeit bis zur Wissenschaft, von der Satire auf die Empfindsamkeit bis zu den Observationes Lunae, von den frühen Gedichten bis zum späten Faust: immer zog ihn der Sternenhimmel an. Wahrscheinlich wäre er der Erste gewesen, der sich aus reiner Neugierde bei Elon Musks Mond-Taxi angemeldet hätte.

Wir müssen leider auch den mondtrunkenen Jean Paul überschlagen, bei dem das Mondlicht nur so rinnt und strömt und rieselt und alles, was sich ihm in den Weg stellt, mit seinem Glanz überschwemmt. Wenn jemand den Ehrentitel des Mond-Verflüssigers für sich in Anspruch nehmen darf, dann dieser überbordende Geschichtenerzähler aus Franken, der sich nicht scheute, den Mond als Schwan des Himmels zu bezeichnen – was den wirklichen Schwan an sich bis heute kränkt. Für Jean Paul war, bis in die theoretischen Schriften hinein, der Mond das Gestirn der Seele, und folgerichtig spielen alle seine Liebesszenen im Mondlicht. Seine schimmernden Mond-Landschaften voller Nachtblumen und Nachtigallen, voller Funken und Feen, sind sonder Zahl. Wir müssen auch die vielen romantischen mondbeglänzten Zaubernächte überspringen von Novalis bis Brentano, den gütigen Mond und den Mond mit dem gütigen Hauch. Auch die Funktion der Sterne oder

der Gestirne in den deutschen Märchen wie in den Märchen der Welt können wir nicht zitieren, aber Sie können sicher sein, dass für Mondfreunde hier ein reiches Feld zu bearbeiten ist: Nicht nur den Psychoanalytikern der C. G. Jung-Schule war aufgefallen, dass bestimmte Sternkonstellationen immer wieder auftauchen – an ganz verschiedenen Orten der Welt.

Sie müssen nur irgendeine Anthologie der Zeit aufschlagen, dann kommt Ihnen der Mond entgegen:

*Die Welt ist rings entschlafen,
Es singt den Wolkenschafen
Der Mond ein Lied.*

Nur ein Gedicht müssen wir noch vollständig zitieren, das es, perfekt bis in die kleinsten metrischen Besonderheiten, ebenfalls ins kollektive Gedächtnis geschafft hat: Joseph von Eichendorffs „Mondnacht“:

*Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküsst,
Dass sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müsst.*

*Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.*

*Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.*

Natürlich haben die Vertonungen bei der Verankerung im kollektiven Gedächtnis eine grosse Rolle gespielt: Sowohl Robert Schumanns op. 39 wie die Vertonung durch Brahms sind so unvergesslich, dass Thomas

Mann, der ja nicht gerade für seine Poesie berühmt war, in die Knie gegangen ist: Perle der Perlen nannte er es. Es ist das grosse Sehnsuchtsmotiv, das in dieser magischen Nacht aufgespannt wird, und keiner, der sich einen Sinn für die Melodik des deutschen Gedichts bewahrt hat, wird es nicht mögen – Arno Schmidt, der Spökenkieker aus der Heide, ausgenommen. „Die Landschaften der Seele sind wunderbarer als die Landschaften des gestirnten Himmels“, hat später Hugo von Hofmannsthal in seinem „Gespräch über Gedichte“ behauptet: „nicht nur ihre Milchstrassen sind Tausende von Sternen, sondern ihre Schattenklüfte, ihre Dunkelheiten sind tausendfaches Leben. Leben, das lichtlos geworden ist durch sein Gedränge, erstickt durch seine Fülle. Und diese Abgründe, in denen das Leben sich selber verschlingt, kann ein Augenblick durchleuchten, entbinden, Milchstrassen aus ihnen machen. Und diese Augenblicke sind die Geburten der vollkommenen Gedichte.“

Sie, liebe Zuhörer, müssen entscheiden, was stärker auf Sie wirkt: ein Gedicht über den Mond und die Sterne oder der Mond und die Sterne gewissermassen persönlich. Hätte Hofmannsthal gewusst, dass sich heute nur noch bestenfalls 500 Menschen in Deutschland für Gedichte interessieren, wohl aber Millionen für den bestirnten Himmel, er hätte vielleicht etwas weniger emphatisch die tendenzielle Unausdeutbarkeit von Gedichten behauptet.

Wie gross der Sprung von der romantischen Universumsfrömmigkeit in die moderne Zeit sein kann, wird man bei der Lektüre der Gedichte des expressionistischen Jahrzehnts bemerken, bei Trakl und Heym. Und noch einmal fünfzig Jahre später hat sich das Verhältnis zwischen Mensch und Himmelszelt noch einmal radikal geändert. Jetzt heisst der erste Satz von Samuel Becketts Roman „Murphy“: „Die Sonne schien, weil sie keine Wahl hatte, auf nichts Neues“, ein Satz, der mich als Schüler buchstäblich umgehauen hat: weil sie keine Wahl hatte – heisst das, dass die Menschen, die bei Beckett in sternenlosen Zimmern dahinvegetieren oder in Mülltonnen leben, eine Wahl haben? Wer nach einem Thema für eine Doktorarbeit sucht: Über Beckett und Kant lohnt es sich nachzudenken. Und der polnische Kollege von Beckett, Tadeusz Rozewicz, auch er ein Autor des sogenannten Absurden Theaters, ein Kämpfer der polnischen Untergrundbewegung gegen die deutsche Besatzung im Zweiten Weltkrieg, schreibt das antimetaphysische Gedicht „Der Mond scheint“:

*Der mond scheint
die strasse ist leer
der mond scheint
ein mensch flieht*

*der mond scheint
der mensch fällt
der mensch erlischt
der mond scheint*

*der mond scheint
die strasse ist leer
ein totengesicht
eine wasserlache*

Es fällt schwer, dieses minimalistische Gedicht nicht auf die Bilder zu beziehen, von denen wir eingangs gesprochen haben. Der Mond scheint, weil er keine Wahl hat, auf nichts Neues. Aus dem „Guter Mond, du gehst so stille durch die Abendwolken hin“ ist ein kaltes Auge geworden, das gnadenlos und teilnahmslos die Geschehnisse der Menschen beobachtet.



Es war, von einer höheren Warte aus gesehen, absehbar, dass eines Tages, trotz aller gegenteiligen Beteuerungen der Kirche, die Behauptung aufgestellt werden würde, dass kein Gott im Himmel wohne. Schon die Reduktion der vielen Götter auf einen einzigen war gewissermassen der Anfang vom Ende. Wo eben noch ein göttliches Gewimmel herrschte, eine ständige Vermischung und Befruchtung, ein blutiger Kampf und eine triumphale Versöhnung, sollte nun ein einzelner Gott für das Ganze zuständig sein, ein Spezialist für Organisation und Abläufe, für Lob und Strafe, ein Gott über Leben und Tod. Dieser eine Gott war nach Ansicht der Gläubigen irgendwann überfordert; ihn überfielen Zweifel, ob er wirklich gerecht sein könne und ob – in letzter Konsequenz – seine Schöpfung nicht verfehlt sei. Und auch die nie ganz glaubhafte Zeugung eines Sohnes, der hinfür für das tägliche Geschäft sorgen sollte, hat ihn nicht von seinen Zweifeln erlösen können. Gott wurde, obwohl das in seinem eigenen Schöpfungsplan nicht vorgesehen war, alt, und

keinen hat es wirklich überrascht, als Gerüchte von seinem Verschwinden die Runde machten und schliesslich sogar von seinem Ableben die Rede war. Was er geleistet hatte mit der Schöpfung und Einrichtung der Welt, stand ausser Frage. Er hat für die Erde ein Betriebssystem entwickelt, wie man es genialer sich nicht vorstellen kann: kein Schriftsteller, und schon gar nicht die Häretiker und Nihilisten jeglicher Couleur, hätten sich so etwas ausdenken und realisieren können.

Aber dann stellt Jean Paul, der grosse Sternenspezialist, in seiner grandiosen „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei“ erschrocken fest: „... da war im todesbleichen Weltgebäude kein Gott, sondern nur gnadenlose und leere Gleichgültigkeit.“ Und nicht einmal eine Generation später triumphiert ein sächsischer Pfarrerssohn und Altphilologe und genialer Schriftsteller mit der schlichten Mitteilung: Gott ist tot. Kein „als ob“ soll mehr gelten, der Mensch soll seine Geschäfte selber in die Hand nehmen – und dazu gehört natürlich auch die komplizierte Bewirtschaftung des Himmels.

Mit dieser Lage müssen wir leben, sie müssen wir mit Bedeutung füllen, um nicht an unserer eigenen Bedeutungslosigkeit zu ersticken. Keine Angst, ich will Ihnen nicht den Appetit verderben, ich brauchte nur eine Brücke, um wenigstens einen Blick in den phantastischen Kosmos der Frühzeit zu werfen, als der prächtige Himmel noch das sakrale Gefäss aller nur denkbaren Geschichten und Gedichte war.

Wer alt genug ist, um sich Zeit nehmen zu können, der lese sich einmal einen Sommer lang durch die Studie „Saturn und Melancholie“ der drei wegen ihres jüdischen Glaubens aus Deutschland vertriebenen Kunsthistoriker Raymond Klibansky, Erwin Panofsky und Fritz Saxl. Mit einer atemberaubenden Gelehrsamkeit werden die alten Texte darüber befragt, wie die Götter zu Sternbildern wurden und wie insbesondere der Saturn zu den ihm zugeschriebenen Eigenschaften gekommen ist, „welche Beziehungen zwischen Jupiter und der Leber bestehen, von der das Blut ausgeht und die alle Elemente des Körpers harmonisiert; welche Verbindungen bestehen zwischen Mars und der gelben Galle, zwischen dem Mond und der Lunge, zwischen Merkur und dem Gehirn, der Sonne und dem Herzen, und der Venus und — dem Magen“. Warum sind einige Planeten ‚gut‘, andere dagegen ‚böse‘, wie sind diese Zuschreibungen zustande gekommen, die ja in Schrumpfform von Horoskopen immer noch in den sternengläubigen Minderheiten unserer Gesellschaft eingesetzt werden? Die Linie ausziehen lässt sich bis in unsere Tage, da der Schriftsteller W. G. Sebald sein verstörend schönes

Buch „Die Ringe des Saturn“ geschrieben hat.

„Eines lässt sich mit Bestimmtheit sagen, – schreiben die drei Kunsthistoriker – dass die Einteilung der Planeten in ‚gut‘ und ‚böse‘, die spätestens seit dem I. Jahrhundert vor Christi allgemein anerkannt war ..., schon geraume Zeit früher importiert worden sein muss. Nach diesem Einteilungsschema, das allen Aussagen römischer Schriftsteller zur Astrologie zugrunde liegt und auch die nach den Planeten benannten Wochentage zu ‚glücklichen‘ und ‚unglücklichen‘ macht, sind zwei Planeten, Jupiter und Venus, grundsätzlich ‚gut‘, einer, nämlich Merkur, grundsätzlich ‚neutral‘, und zwei, Mars und Saturn, grundsätzlich ‚böse‘.“

Interessant ist, dass die versternten Götter, also die, die sich gewissermassen entgöttert und in ein Sternbild verwandelt haben, ein längeres Leben hatten als die, die darauf verzichteten: Hephaistos, Poseidon oder Athene leben nur noch in „gelehrten Kompendien und allegorischen Moralkontraktaten“ weiter und werden auch durch den Humanismus der Renaissance nicht zu wirklicher Bedeutung wiedererweckt.

Was in der Renaissance mit den Sternen geschah, kann ich leider in der knappen Zeit nicht darstellen; es ist eine dieser grossartigen und aufregendsten Geschichten des europäischen Menschen, mit der sich jeder einmal beschäftigt haben sollte. 1543 starb Nikolaus Kopernikus, Domherr im Ermland in Preussen (heute Polen) und Autor von: *De Revolutionibus Orbium Coelestium*, in dem er die Grundlagen seines heliozentrischen Weltbildes festlegte; drei Jahre nach seinem Tod, 1546, wurde in Dänemark der Astronom Tycho Brahe geboren, der in Prag verstarb, wo Johannes Kepler sein Assistent war, der die Planetenbewegungen genau berechnete; zwei Jahre nach dessen Tod, 1548, kam Giordano Bruno in Italien zur Welt, den die Inquisition 1600 in Rom wegen Ketzerei und Magie hinrichten liess. 1564 wurde Galileo Galilei geboren, der Autor des bis heute phantastisch zu lesenden „*Sidereus Nuncius*“, in dem es heisst: „Die Milchstrasse ist nichts anderes als eine Ansammlung von unzähligen, in Haufen gruppierten Sternen. Auf welchen ihrer Abschnitte man nämlich das Fernrohr auch richten mag, sogleich zeigt sich dem Blick eine ungeheure Menge von Sternen, von denen mehrere ziemlich gross und sehr auffallend sind; die Anzahl der kleinen jedoch ist schlicht unerforschlich.“ In den handschriftlichen Zusätzen heisst es, zehn Jahre nach der Hinrichtung Giordano Brunos: „Hütet Euch, Theologen, aus der Lehre von der Bewegung und der Ruhe der Sonne und der Erde einen Glaubensartikel zu machen und Euch da-

mit vielleicht der Gefahr auszusetzen, dass ihr später diejenigen wegen Ketzerei verurteilen müsst, welche behaupteten, die Erde stehe fest und die Sonne bewege sich von der Stelle; später, sage ich, wenn nämlich sinnlich oder durch zwingenden Beweis dargetan sein wird, dass sich die Erde bewegt und die Sonne feststeht.“ Der Philosoph Hans Blumenberg, einer der genauesten Leser Galileis, hat von ihm gesagt: „Er ist ein Mann von einer vertrackt reflektierten Optik. Er richtet das Fernrohr auf den Mond, und was er sieht, ist die Erde als Stern im Weltall.“

In nicht einmal hundert Jahren haben diese (und andere, heute nurmehr Spezialisten bekannte) Gelehrte an verschiedensten Orten Europas, ohne Fax und ohne Internet, dafür in einer gemeinsamen Sprache, dem Lateinischen, die Welt auf den Kopf gestellt. Hütet Euch, Theologen, diese Warnung Galileis war nur zu berechtigt. Die Selbstverständlichkeit, mit der diese Astronomen trotz der argwöhnischen Kontrolle durch die Kirche ihre Arbeit machten, ist bis heute überwältigend. Sie ordneten das Material, das sich seit der Antike und schon vorher angehäuft hatte, neu; sie reinigten oder befreiten es von zu viel Magie, Schamanismus und Schwärmerei; sie empfahlen der Kirche, ihre Machtansprüche zurückzudrehen; und sie wollten die Menschen durch Aufklärung über das himmlische Räderwerk trösten: denn nichts ist ja beruhigender als zu wissen, wie es funktioniert und auch nicht durch Gottes Zorn aus dem Rhythmus gebracht werden kann. Man muss sich einmal die Sternenkarten anschauen, nach der die grossen iberischen Seefahrer zu ihren abenteuerlichen Reisen aufgebrochen sind.

Galileis Griff zum Teleskop hat aber nicht nur neue Aufklärung gebracht, sondern auch die Gewissheit geschärft, dass mit der Entdeckung neuer Wahrheiten keinesfalls die endgültige Wahrheit erreicht worden sei – eine Erkenntnis, die der Kirche als der Hüterin letzter Wahrheiten nicht schmecken konnte. Man lese nur einmal seinen Essay „Vermessung der Hölle Dantes“, der mit den Sätzen beginnt:

„Wenn es schon als schwierig und bewunderungswürdig gilt, dass die Menschen auf Grund langer Beobachtungen, ununterbrochener Nachtwachen und gefährlicher Seereisen die Himmelsabstände, ihre Bewegungen und Proportionen, die Grösse der nahen wie der fernen Sterne, die Lage der Erde und der Meere, also all die Dinge, die unseren Sinnen mehr oder weniger offenstehen, haben messen und bestimmen können, um wieviel höher schätzen müssen wir dann die Untersuchung und Beschreibung von Lage und Gestalt der Hölle, die, im Innern der

Erde gelegen und all unseren Sinnen verborgen, niemand von uns je kennengelernt hat und aus der man, so leicht man auch hinabsteigen mag, doch schwer wieder herauskommt, wie uns unser Dichter eigens belehrt:

Lasst jede Hoffnung fahren, wenn Ihr eingetreten.“

(Andreas Gelhard hat sehr schön dargestellt, dass Samuel Beckett, 300 Jahre nach Galilei, in seinem Text „Der Verwaiser“ noch einmal auf Dantes Hölle und die kosmologische Struktur zurückkommt.)

All die Dinge, die unseren Sinnen mehr oder weniger offen stehen, hat Galileo Galilei geschrieben. Das hört sich wie eine Selbstverständlichkeit an, ist aber das Ergebnis eines seit der Antike sich entwickelnden Forschungsvorhabens. Denn so, wie wir nicht alles fühlen, was möglich ist, und schon gar nicht alles wissen, was zu wissen denkbar ist, so wenig sehen wir alles, was wir bei richtiger Anleitung sehen könnten. Selbst unsere moderne Besserwisserei, die immer so tut, als wüssten wir alles, muss sich retrospektiv immer eingestehen, viel weniger als ein Viertel gewusst zu haben. Die Hoffnung Diderots im 18. Jahrhundert, dass mit der Veröffentlichung seiner Enzyklopädie alles positive Wissen über die Welt und den Menschen schwarz auf weiss auf dem Tisch liegt und zur Verfügung steht – eine Hoffnung, die mit Wikipedia noch einen grossen Schritt weiter gegangen ist –, alle diese Meisterleistungen der Präsentation von Wissen zur Durchsetzung von Glück bemänteln ja nur notdürftig, wie weit wir vom Glück entfernt sind – so dass die Vermutung geäussert werden darf, dass wir uns sogar immer noch weiter von ihm entfernen.

„Ob nun der Mensch durch seinen Ort im Kosmos, – schreibt Hans Blumenberg – durch seine organische Ausstattung und seine Gestalt zum Betrachter und Bewunderer des Sternenhimmels bestimmt erschien, wie es als Steigerung der antiken Auffassung vom Verhältnis des Menschen zur Natur von den Stoikern gesehen worden war, oder ob der Mensch als der Letztling der biblischen Schöpfung nicht nur zum Nutzniesser, sondern auch zum Zeugen der Werke Gottes berufen war, wie es die Autoren der frühen christlichen Literatur umgedacht hatten – auf beiden Positionen musste es unerahnbar bleiben, dass nicht nur faktisch, sondern wesentlich Verborgenes und Niegesehenes in der Natur existierte, ja dass nur ihr kleinerer oder kleinster Ausschnitt den

menschlichen Sinnesorganen zugänglich sein sollte oder dass, noch einen Schritt weiter, das sinnlich Erfahrbare die bloss phänomenale Oberfläche der Wirklichkeit darbot, deren elementare Konstitution nur in ganz heterogenen, anschaulich nicht mehr vollziehbaren, allein abstrakt formulierbaren Aussagen dargestellt werden konnte.“ Mit anderen Worten: es ist uns im Fortgang gelungen – wie gerade eben geschehen – Schwarze Löcher zu fotografieren, aber wir sind – wie schon gesagt – nicht imstande, den Hunger in der Welt abzustellen.

Das letzte Schwarze Loch, das kürzlich entdeckt wurde, befindet sich Milliarden Lichtjahre entfernt und hat eine Masse von drei Milliarden Sonnen, und da es seinem Namen Ehre machen will, verschlingt es jede Sekunde das Äquivalent einer Erde: in jeder Sekunde! Wem angesichts dieser unbegreiflichen Zahlen nicht schwindlig wird, der steckt selber schon mit einem Bein im Schwarzen Loch.

Sigmund Freud, dem wir die Reinigung der Seele von zu viel krankmachenden Ablagerungen verdanken, sprach von den drei grossen narzisstischen Kränkungen des Menschen durch den Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnisse: erstens die kopernikanische Kränkung, dass unsere Erde nämlich nicht der Mittelpunkt des Weltalls sei; zweitens die durch Darwins Abstammungslehre entstandene Tatsache, dass wir aus der Tierreihe hervorgegangen sind; und die Freudsche Wende, wonach das Ich nicht Herr im eigenen Hause sei.

So viel Selbstbewusstsein wollten Freuds Kollegen aus anderen Disziplinen nicht einfach so stehen lassen, weshalb in der Folge immer mehr angebliche oder tatsächliche Kränkungen auf den Tisch kamen, die zu dem Schluss führen, dass der Mensch nicht nur ein mit tausend Mängeln behaftetes Tier ist, sondern vor allem ein dauergekränktes.

Die Vorstellung, vom Affen abstammen, ist in manchen, vor allem in besseren Kreisen immer noch prekär. Man hört nicht gerne, wenn der Gast zur Begrüssung sagt: Es ist erstaunlich, wie deutlich man Ihnen anmerkt, dass Sie vom Affen abstammen. Die Vorstellung, dass etwas Unkontrollierbares in einem steckt und selbständig handelt, wollen wir inzwischen gerne akzeptieren, vor allem, wenn es uns entlastet; wer sagt nicht gerne: ich selbst habe das nicht so gemeint und gesagt, sondern das Etwas in mir hat gesprochen. Und die Planeten? Ich glaube, nicht einmal Trump käme auf die Idee zu sagen: Wenn ihr mich das nächste Mal wiederwählt, dann Sorge ich dafür, dass sich die Sonne in Zukunft rein republikanisch ausschliesslich um Amerika dreht, wie es sich für America First gehört.

Aber alle Aufklärungsarbeit und aller Aufklärungswille haben nicht verhindern können, dass – wenn wir von Himmelskörpern sprechen – ein unauflösbarer Rest magischen Denkens in uns verblieben ist. Die Fahne der Emanzipation vom Aberglauben kann noch so optimistisch knattern – wenn es Nacht wird und die Sterne sichtbar werden, stülpt sich die Maske des Magischen über unseren Kopf.

Ist von Sternen die Rede, streiten zwei Fraktionen um die Deutungshoheit: die Astronomen und die Dichter, wobei es vorkommen kann, dass die Astronomen gelegentlich lesen, was die Dichter zu sagen haben, während es die Dichter vorziehen, sich nicht in die halsbrecherischen Rechenkünste der Astronomen einzumischen. Natürlich gibt es Ausnahmen, sonst wären wir nicht hier zusammengekommen. Es gehört zum Charakter des Dichters Raoul Schrott, mit unerschrockener Insistenz gerade in den Gebieten sich wohlfühlen, in denen normalerweise eine strikte Trennung beachtet wird.

Diese Trennung hat viele historische Gründe, die ich hier nicht im Detail erörtern kann, aber sie hat zu tun mit der immer stärker werdenden Ausformulierung der Naturwissenschaften im 18. Jahrhundert und der zu jener Zeit immer schwächer werdenden Verbindlichkeit von Poesie und poetischer Weltanschauung. Auch hier gibt es natürlich Ausnahmen, und ich höre schon laut den Namen Goethe rufen. Aber Goethe war eben doch eine der letzten grossen Figuren in einer Reihe von bedeutenden Dichtern, die gleichzeitig bemerkenswerte Naturforscher waren: Lichtenberg, die Gebrüder von Humboldt, Ritter oder Chamisso, und auch einer der grossen Dichter der Frühromantik war ein naturwissenschaftlich und philosophisch ausgebildeter Sternenforscher, nämlich Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, der nicht nur poetisch den „Sternenstaub“ untersucht und die „Hymnen an die Nacht“ geschrieben hat, sondern auch als Geologe das Gebiet vermessen hat, in dem ich geboren wurde: Zeitz, Gera und Meuselwitz. Mit andern Worten: die Dichter blieben zunehmend auf der Seite des Staunens, der Spekulation, der Imagination, der Religion und des Spiels im Schiller'schen Sinne, während die Astronomen mit naturwissenschaftlichen Mitteln so exakt wie möglich die Positionen, Bewegungen und Eigenschaften der Objekte im Universum erforschten. „Sterne sind näherungsweise kugelförmige Ansammlungen von ionisiertem Gas, das durch thermonukleare Fusionsprozesse Energie vor allem in Form von elektromagnetischer Strahlung freisetzt“, sagt der Naturwissen-

schaftler oder die Naturwissenschaftlerin, und der Dichter Paul Celan sagt:

*– kein Himmel ist, keine
Erde, und beider
Gedächtnis gelöscht.*

Vierzig Jahre zuvor hat der Literaturwissenschaftler Georg Lukács, ein Deutsch schreibender Ungar, seine berühmte Studie „Theorie des Romans“ mit dem Satz eröffnet: „Selig sind die Zeiten, für die der Sternenhimmel die Landkarte der gangbaren und zu gehenden Wege ist und deren Wege das Licht der Sterne erhellt.“ Mit dem Auseinandertreten von Natur- und Geisteswissenschaft entstand die Theorie der zwei Kulturen, die sich vielleicht nicht feindlich, aber doch weitgehend ohne grosses Verständnis füreinander gegenüberstehen. Später kam mit der Soziologie noch eine dritte Kultur hinzu, die das soziale Verhalten untersucht, und heute schliesslich werden wir Zeugen einer mächtig sich aufplusternden vierten Kultur, die alle anderen Kulturen schleifen wird, und zwar mit einer Geschwindigkeit, die weit über unseren Horizont geht: die technisch-digitale Kultur. Wer bei dieser rasanten Geschwindigkeit eine Pause einlegt, um zum Beispiel die Sterne zu beobachten oder ein Gedicht über die Pracht des Sternenhimmels zu lesen, ist schon abgehängt und wird nur in Ausnahmefällen noch Anschluss finden. Ich sage das ohne Vorwurf, eher mit Trauer und Melancholie darüber, dass durch die Möglichkeiten der vierten Kultur sich die erste immer mehr verdunkelt, die zweite nur noch von wenigen verstanden wird und die dritte mit immer neuen Methoden der Geschwindigkeit der Veränderung auf den Fersen bleiben muss – während die vierte, das ist jedenfalls mein Eindruck, ungebremst und ohne grosse Neigung, sich selbst zu disziplinieren oder auch nur begreifen zu wollen, auf Teufel komm raus expandiert: Am Ende dieser Entwicklung wird ein mit KI ausgerüsteter Mensch ein Programm „Sternenhimmel“ anklicken können und dann in der Lage sein, ohne jede Verzerrung und ohne jeden Smog einen Sternenhaufen zu betrachten, wenn er nicht über die Your-Own-Star-Agency in Los Angeles sich einen eigenen Stern gesichert hat. Davon gibt es ja genug. Tatsächlich könnte, wie im Schlager vorausgesehen, jeder Mensch, Mann, Frau und Kind, einen eigenen Stern haben.

Wer sich naturwissenschaftlich mit Sternen beschäftigt, muss sich erst einmal an Zahlen gewöhnen, die, in den höheren Regionen, mit unseren an Steuern oder Schulden trainierten Zahlenvorstellungen wenig gemein haben. Sieben Milliarden Menschen auf der Erde, 200 Milliarden Staatsschulden, das sind, um mit einem verstorbenen Direktor der Deutschen Bank, Hilmar Kopper, zu reden, Peanuts im Vergleich etwa zur Milchstrasse, die aus 100 Milliarden Sternen besteht und zur lokalen Gruppe eines Sternensembles gehört, das nur einen von abertausend Galaxiehaufen darstellt. Und während wir darüber nachgrübeln, welcher gesamtgesellschaftlichen Anstrengung es bedarf, die Erderwärmung unter zwei Grad zu drücken, gehen die Astrophysiker davon aus, dass es im Inneren eines Sterns mehrere Millionen Grad heiss ist. Und während unser Gesellschaftssystem ins Rutschen geraten ist, weil wir in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg durchschnittlich fünf Jahre älter werden als zuvor und man nicht genau weiss, wie man diese Alten, die sich nicht alt fühlen, pflegt und unterhält, können Sterne Milliarden Jahre existieren. Selbst die Ängstlichen unter uns, die den Tod der Sonne fürchten, weil wir irgendwie an die Sonne gekettet sind und mit ihr untergehen könnten, dürfen beruhigt sein: Die Erde wird zwar, nach allem, was man heute weiss, früher oder später von der Sonne zerstört werden, aber es braucht „Stand jetzt“, wie unser ehemaliger Gesundheitsminister immer gesagt hat, noch etwa dreieinhalb Milliarden Jahre, „bis unsere Sonne in die Endphase ihres Lebens kommt“. Der französische Soziologe Gabriel Tarde hat am Ende des 19. Jahrhunderts in seiner fulminanten Phantasie „Fragmente einer Geschichte der Zukunft“ beschrieben, wie die Menschen, animiert vom Sterben der Sonne, sich in das warme Erdinnere begeben, um die Zukunft der Menschheit dort fortzusetzen: „Man fragt sich, wie die ersten Bewohner der Krypten auch nur für einen Augenblick die Sonne beweinen konnten, eine Beleuchtungsart, die mit einer Fülle von Unannehmlichkeiten verbunden war; die Sonne, diese launische Leuchte, die zu unregelmässigen Zeiten erlosch und wieder aufflammte, Licht spendete, wenn es ihr beliebte, sich manchmal verfinsterte, in Wolken verschleierte, wenn man sie am nötigsten gehabt hätte, oder einen unbarmherzig blendete, wenn man sich nach Schatten sehnte.“ In diesen künstlichen Paradiesen unter der Erde existieren die Naturwissenschaften nur noch als Theorie; jegliche Empirie hat sich verabschiedet: wer einen Sternenhimmel sehen will, geht in die Bibliothek, die das eigentliche Zentrum der „innerweltlichen Zivilisation“ gewor-

den ist: dort kann man nachlesen, „wie Galaxien über den Rand gleiten und in Trägheit verfallen“. Die grossen Geschichten, von denen die Menschheit gefesselt war, haben sich demütig in die Bücher zurückgezogen, ohne Aussicht, je wieder daraus befreit zu werden. Zu diesen Geschichten gehört natürlich auch das tragische Drama vom Tod der Sonne.

Was immer das heissen mag, höchstwahrscheinlich werden weder wir noch unsere Zivilisation den Tod der Sonne erleben oder überleben. Das ist alles nicht wirklich zu begreifen und schon gar nicht wirklich zu verstehen – und trotzdem ist es auf eine seltsam verdrehte Weise wahr. Was die moderne Astronomie uns drastisch vor Augen stellt, ist die Unendlichkeit. Unendlichkeit macht Angst. Hat man sich gerade daran gewöhnt, zu glauben, dass alles eine Begrenzung hat, auch wenn wir diese Grenze nur denken und nicht sehen und schon gar nicht berühren können, so wird uns mitgeteilt, dass es hinter der Grenze immer weiter geht bis ... – diese Distanzen sind nur noch mathematisch zu fixieren. Die Religionen mussten diese Grenze irgendwie festlegen: bis hierher reicht der Einfluss des Menschen, was danach, dahinter und vor allem darüber kommt, gehört den Göttern oder dem einen Gott. „Hebt eure Augen in die Höhe“, sagt Jesaja, „und seht: Wer hat die Sterne dort oben erschaffen? Er ist es, der ihr Heer täglich zählt und heraufführt, der sie alle beim Namen ruft. Vor dem Allgewaltigen wagt keines zu fehlen.“ Als Jesaja lebte, wusste man noch nichts von Milliarden von Sternen, aber man sah wohl, weil man weit sehen konnte, dass es sehr viele waren. Wilhelm Hay hat sich 1837 bei Jesaja bedient und die gottseidank unzerstörbaren Verse geschaffen, die in protestantischen Gegenden zum Volkslied wurden:

*Weisst du wieviel Sternlein stehen
an dem blauen Himmelszelt?*

*Weisst du wie viel Wolken gehen
weit hin über alle Welt?*

*Gott der Herr hat sie gezählet,
dass ihm auch nicht eines fehlet,
an der ganzen grossen Zahl,
an der ganzen grossen Zahl.*

Aus dem strafenden Gott, wie Jesaja sich ihn vorgestellt hat, der schrieb: Vor dem Allgewaltigen wagt keines zu fehlen, hat der protestantische Pfarrer Wilhelm Hay einen freundlichen Gott gemacht, der von sich aus alle Sternlein zählt, damit ihm nicht ein einziges abhanden kommt und womöglich auf die Erde fällt. Der 147. Psalm geht noch einen Schritt weiter, wenn es da heisst: „Der Herr hat die Zahl der Sterne festgelegt und gab jedem einzelnen einen Namen!“ Der Dichter der Psalmen – der die ersten grossen Gedichte des Abendlands geschrieben hat – stellte sich Gott offenbar als eine bürokratische Instanz vor, der es unerträglich war, dass ein Stern ohne einen von ihr persönlich verliehenen Namen einfach so vor sich hin leuchtete.

Wenn ich richtig gelesen habe, gibt es heute einen Sternenkatalog, in dem sorgfältig alle bekannten Sterne verzeichnet sind: man ist bei 250.000 Sternen angekommen. Wenn wir Jesaja glauben wollen – und wer wollte an ihm zweifeln –, muss der gutmütige Gott also jeden Tag mindestens 250.000 Schäfchen beim Namen aufrufen, eine Leistung, die wahrhaft göttlich ist. Aber jeder, der sich in göttlichen Haushalten auskennt, weiss, dass Gott täglich noch eine Menge anderer Dinge erledigen muss. Das Zählen der Sterne findet im Handumdrehen statt, und wenn tatsächlich eines fehlet, weil es sich versteckt oder ganz aus dem himmlischen Gefüge ausgetreten ist, dann passiert das, was Jesaja drastisch und hoch poetisch zugleich beschrieben hat: „Und alles Heer des Himmels wird dahinschwenden, und der Himmel wird zusammengerollt werden wie eine Buchrolle, und all sein Heer wird hinwelken, wie ein Blatt verwelkt am Weinstock und wie ein dünnes Blatt am Feigenbaum.“

Gott rollt das grosse Himmelszelt, das über uns ausgespannt ist, wie eine Buchrolle zusammen, das klingt wie eine der Geschichten, die der grosse argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges erfunden haben könnte: zur Strafe, dass die Menschen von ihm abgefallen sind, rollt Gott seine eigene Existenzgrundlage, den Sternenhimmel zusammen und verschwindet im Nichts. Er wird der abwesende Gott, eine Figur, über die die Theologen und die Philosophen lange und labyrinthische Studien geschrieben haben, die natürlich alle mit der unbeantwortbaren Frage enden: warum, um Himmels willen, hat er sich von uns abgewandt? Die Vorstellung jedenfalls, Gott könne das Licht ausschalten, seine Sterne einsammeln und ganz einfach verschwinden, ist so demütigend und peinigend, dass viele zum Atheismus neigende Zeitgenossen es sich noch einmal überlegen werden.

Kann man sich, wie Tarde es offenbar konnte, eine Welt ganz ohne Sternenhimmel vorstellen?

Ich kann es nicht.

Während Gott nicht müde wird, seine Sterne zu zählen, damit auch ja keiner fehlet, merken wir gar nicht, wenn ein paar Tausend nicht mehr sichtbar sind. Das hängt nicht nur damit zusammen, dass das Licht des verschwundenen oder verstorbenen Sterns so ewig lange braucht, bis wir es überhaupt sehen können, sondern wohl auch damit, dass Sterne, aus der Nähe betrachtet, nicht besonders attraktiv sind. Mit anderen Worten, Sterne sind nur in grosser Distanz faszinierend und die Imagination reizend, während Menschen zum Beispiel nur dann unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wenn sie um uns herum sind – und oft reicht nicht einmal das aus. Die merkwürdig öden Aufnahmen, 1969 auf dem Mond aufgenommen, haben jedenfalls nicht dazu beigetragen, die Leidenschaft für den Mond zu fördern. Nur ein Lied ist in Erinnerung geblieben, das auf skrupellose Weise die wissenschaftliche Euphorie der Mondlandung unterminiert. Es stammt von Paul Kuhn, der schon einmal eine der grossen touristischen Hoffnungen als illusionäres Truggebilde demaskiert hat, nämlich mit seinem Lied: Es gibt kein Bier auf Hawaii – das Sie sicherlich alle kennen. Über den Mond als wünschbares Ziel unserer Träume schrieb er:

*Die Fahrt zum Mond hat sich gelohnt.
Nun weiss die Wissenschaft
im Grunde ganz gewissenhaft,
dass sich die Fahrt zum Mond nicht lohnt.*

Das graue Zeug jedenfalls, das damals als Mondgestein abgebildet wurde, konnte einen Dichter nicht sonderlich inspirieren. Da war die aus der Ferne operierende Einbildungskraft unendlich stärker, die schon ziemlich früh einen Mann im Mond ausgemacht haben wollte: ich bin jedenfalls noch so aufgewachsen, dass ich tatsächlich bei gewissen Wetterbedingungen einen sitzenden Mann gesehen habe, der sich im Mond ausruhte, als sei dieser privilegierte Ort für ihn selbstverständlich, und auf die Frage, was er da mache, kam die für einen Grundschüler vollauf befriedigende Antwort: Gar nichts, er sitzt einfach da.

Hält man die riesige mythologische und poetische, aber auch die künst-

lerische Produktion, die der Mond veranlasst hat, gegen die kümmerlichen Fotos, auf denen nur die amerikanische Flagge ein wenig Farbe in die graue Erbärmlichkeit bringt, dann muss einem dieses Missverhältnis zu denken geben. Das heisst nämlich nichts anderes, als dass die Sterne in der Ferne unendlich viel Gedächtnis gespeichert haben, dass sie geradezu platzen von den in ihnen ruhenden Ideen und Vorstellungen. Sie sind Batterien von geistigen und emotionalen Ressourcen, die in der Nähe buchstäblich zu Staub zerfallen.

Ich hoffe, es klingt nicht allzu reaktionär, wenn ich den Wert der Himmelscheibe von Nebra, die vor rund 4.000 Jahren dort vergraben wurde, wo ich als Säugling herumgekrabbelt bin, höher einschätze als alle Bemühungen von Elon Musk, ein paar gelangweilten Herrschaften einen Kurzurlaub im All zu verschaffen. Solange die imaginative Bereitschaft existierte, sich auf anderen Sternen Zivilisationen vorzustellen, die es besser vermocht haben, das Zusammenleben der Lebewesen vernünftig zu organisieren und den grossen Haushalt gerechter zu bewirtschaften, solange war die graue Lava ein inspirierender Boden für allerlei utopische Entwürfe. Nun aber denken ein paar Schlauköpfe darüber nach, unseren Müll, den wir um die halbe Welt herum transportiert haben, den nun aber nicht einmal mehr für viel Geld jemand haben will, auf anderen Sternen zu lagern. Perverser kann eine Utopie nicht aussehen. Man hofft geradezu inständig, dass die anderen Sterne bewohnt sind und die dortigen Bewohner den Dreck wieder zurück zur Erde schicken.

Meine Damen und Herren: ich muss Schluss machen, obwohl ich, was die Sterne angeht, mich in den allerersten Vorbereitungen für eine genauere Betrachtung unseres Verhältnisses zu ihnen befinde. Sterne brauchen Zeit, die ich nicht habe.

Der eigentliche Kern meiner Rede war auch nichts anderes als die Empfehlung, sorgfältig oder, wie man heute sagt: achtsam mit den Sternen und ihrer Umgebung umzugehen. Auf die Erde – damit sage ich Ihnen wahrscheinlich nichts Neues – ist kein Verlass mehr. Also bleibt uns – wenn wir uns nicht in der Hölle einrichten wollen – nur der unendliche Himmel und der utopische Stern der Erlösung.

Ich möchte schliessen mit einem Gedicht von Inger Christensen, der dänischen Lyrikerin, die so viel von der Natur und ihrer Wissenschaft verstand. Es heisst „Entwurf für ein Gespräch mit dem Gedicht ‚Die Sterne‘ von Annette von Droste-Hülshoff“ und ist deutsch geschrieben:

1

*Die Sterne. Ihr Staub. Die ganze
Staubwelt sich wegwerfend. Liegt
schon vor deinen Füßen, weil
alles überall wie hier ist, immer.*

2

*Die Sprache der Sterne, ich
spreche sie nicht. Die Sterne
aber sprechen meine. Im blau-
lichten Feld des Hörbaren, wo
das menschliche Ohr aber nichts
hört, sprechen sie genau meine
Sprache. Himmelsrand, sagen
sie. Geheimnis, sagen sie.
Alles was ich sagen könnte,
sagen sie. Sprechen es aber
wie nichts aus. Weil auch
nichts überall wie hier
ist, immer.*

3

*Das Geheimnis der Sterne, mit
jedem Tag bekannter. Eine Be-
kanntheit, in der meine Gedanken
immer fremder werden, fern und
fast heilig, schrankenlos heilig.
Ein fremdes heiliges Land,
wo die Ehre die Sonne des
Todes ist. Weil auch ich
überall wie hier das andere
bin. Doppelstern. Doppelgänger
einer drohenden Sehnsucht.*

4

*Die Seele der Sterne, ich kenne
sie nicht. Die Sterne aber
kennen meine. Wahrheit und
Täuschung so geplant in ihrer
Mischung, dass das Grab immer
offen bleibt. Einsteigen, bitte!
Für das unendliche Schweigen
musst du selbst das Geheimnis
mitbringen. Der Philosoph
als Stein. Als Baum oder Blume.
Als Stern vielleicht.*

5

*Deshalb heisst es auch früher
oder später, dass Entwürfe durch
Entwürfe reif werden. Aber nur
als Entwürfe für genau die
Vielfalt, in der sie als Ent-
würfe schon reif geworden sind,
immer. Wie Staubwirbel, die
zurückwirbeln und die Sterne
beleuchten, so dass sie wie Würfel
aussehen. Ein Spiegelbild sind diese
Nebelwürfel, deren Augen um
mich weinen, aber nur mit
meinen eigenen Tränen.*

6

*Die Würfel als Freuden ohne
König. Die Würfel als Gefühl
des Zufalls. So wenig, so viel.
Genau wie mein Herz so grausam
schlägt. So wenig, so viel.
Glanz und Flammen, sagt es.
Ein wilder Himmel, sagt es.
Ich bin ein Stein in einem
wilden Himmel. Ein Baum
oder eine Blume. Ein Stern
vielleicht. Weil die Sterne
überall wie hier sind, immer.*

7

*Der Geist der Sterne, ich kenne
ihn nicht. Die Sterne aber
kennen meinen. In mir
haben sie sich selbst gefunden,
weil sie sonst ohne Leben leben,
weil sie sonst ihren mystischen
Lauf als Wirklichkeit sehen.
Weil sie sonst niemals ihren
Mund öffnen können. Also
öffne ich ihren Mund. Sterne
wie Nester, sage ich. Nester,
aus denen das Licht fliegt,
wenn es reif wird. Aber
nur als Entwürfe, Entwürfe
durch die Entwürfe reif
werden. Vielleicht Nester,
die Entwürfe für Sterne sind.*

Impressum

Eine Publikation der
Stiftung Kunst und Natur gGmbH
Karpfsee 12, 83670 Bad Heilbrunn

Redaktion:
Dr. Michael Farin, München

Gestaltung:
Dina Fluck, Berlin

Druck und Bindung:
Druckerei Steinmeier, Deiningen

Der Abdruck des Gedichts von Inger Christensen
erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Kleinheinrich
Verlags:

Inger Christensen: SICH SELBER SEHEN MÖCHTE DIE WELT.
Gedichte, Erzählungen und Essays aus dem Nachlass.
Hrsg. und aus dem Dänischen von Klaus-Jürgen Liedtke
und einigen Übersetzungen von Hanns Grössel.
Mit 96 Aquarellen von Olav Christopher Jenssen.
Münster: Kleinheinrich 2022.

Alle Rechte vorbehalten
© Stiftung Kunst und Natur 2022
Sternenhimmel der Menschheit ist ein Projekt der
Stiftung Kunst und Natur – kunst-und-natur.de

Stiftung
Kunst
und Natur

kunst-und-natur.de